



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fleischhauer, O.: Koriolan

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Koriolan

Von O. Fleischhauer = Oberspier



ir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit fünfzig Jahren den unbezwinglichen Shakespeare nicht loswerden.“ Und an einer anderen Stelle sagt derselbe Goethe: „Shakespeare und kein Ende!“

Wenn wir diese Worte in das Deutsch der Theaterkritiker unserer Tage übertragen wollten, könnten wir sagen: Shakespeare ist immer aktuell. Was vor hundert Jahren in der Sprache des größten deutschen Künstlers zutreffend war, der nicht allein dem Stoff, den Gegenständen der Shakespeareschen Dramen allen Wert und Gehalt zugestand, sondern auch ihre Behandlungsweise zu entwickeln, ihrem Gang zu folgen, die Charaktere zu enthüllen sich bemühte, das hat in unseren Tagen nicht an Bedeutung verloren, da wir dem Stoff einer Dichtung, und zumal einer dramatischen Dichtung, fast allzu große Wichtigkeit beimessen.

Shakespeare ist immer aktuell und in unserer Zeit mehr als je. Denn abgesehen davon, daß die Menschen, die er darstellt, typisch sind für alle Zeiten, weil er sie mit menschlichen Leidenschaften, Kräften und Schwächen, mit Sehnsucht und Bedürfnissen ausstattet, die in jedem Zeitalter und unter allen Zonen dieselben sind, so daß ihre Darstellung immer wirksam sein wird, ist das künstlerische Bild seiner Zeit, das er uns zeigt, so kräftig herausgearbeitet, so wahr und in keinem Punkte widersprechend, so lebendig und so ganz ihre innerste Natur zeigend, wie wir es nur von unseren einer realistischen Epoche angehörenden zeitgenössischen Dichtern erwarten könnten.

Shakespeares Menschen sind samt und sonders unter dem Stern der Politik geboren. Sie stehen, jeder nach seiner Art und nach seiner Lebensrichtung, in irgendeiner Beziehung zum Gemeinwesen, in welches sie der Dichter hineingestellt

hat. Diese Tatsache bleibt auch da offenbar, wo nach allgemeiner Ansicht der Mensch sich recht energisch von der Gesellschaft abwendet, um nur sich und dem Wesen seiner Wahl zu leben, in der Liebe des Mannes zum Weibe. Es sei nur erinnert an Romeo und Julia, an Troilus und Kressida, an die Liebespaare in den Lustspielen. Die Lustspiele sind überhaupt recht lehrreich für die Erkenntnis des politischen Charakters der Shakespeareschen Schöpfungen. Und es liegt die Vermutung nahe, daß Tolstoi, der Shakespeare als Aristokraten haßt, sich in der Richtung seines Hasses ein wenig irrt. Die politische Kultur zu Shakespeares Zeiten ist es, die dem russischen Sozialpolitiker nicht schmachhaft erscheint, und die in Shakespeares Dramen eine der geheimen Kräfte und starken Unterströmungen ist, nach denen die dramatischen Gestalten gelenkt werden.

Shakespeare läßt uns in seinen Dramen gerade von dem politischen Zustand seiner Zeit ein klares Bild entstehen. Er hat dazu Farben gemischt, wie nur das Genie sie mischen kann. Der politische Zustand seiner Zeit ist uns vertraut, denn er ist dem Zustand unserer Zeit verwandt. Die Menschentypen, die er geschaffen, muten uns in ihren politischen Handlungen und Empfindungen an wie unsere Zeitgenossen, allerdings ins Große und manchmal ins Ungeheure gebildet. So erscheint uns dieser Poet als der modernste der Modernen, so ist er — „aktuell“, und zwar gerade auch in bezug auf eine besondere Frage der Politik, die in neuester Zeit bedeutungsvoll geworden ist.

Es wird behauptet, wir lebten in einem demokratischen Zeitalter. Und in der Tat hat sich die Zahl der Anhänger der demokratischen Weltanschauung überraschend vermehrt, wie denn auch viele ihrer Forderungen sich durchgesetzt und gesetzliche Anerkennung gefunden haben. Bei jeder neuen Reichstagswahl macht sie sich geltend. Sie hat einige ihrer Grundsätze selbst bei den Parteien zur Geltung gebracht, die sie als ihre Erbfeindin bekämpfen. Es ist ausgeschlossen, daß ein Aristokrat in den Reichstag gewählt würde, wenn er den Grundsätzen der Demokratie keine Konzessionen machen wollte. Liegt doch schon darin das erste entscheidende Zugeständnis, daß er sich überhaupt als Reichstagskandidat aufstellen läßt.

Dazu kommt, daß Ereignisse, die sich in jüngster Zeit abgespielt haben, die Aufwärtsbewegung der Demokratie zu bestätigen scheinen: die Revolution in Portugal, der Generalstreik der Eisenbahner in Frankreich, die Straßentumulte in der Reichshauptstadt. Aber dieser Weltanschauung steht auch heute noch lebendig und lebenskräftig die des Aristokratismus gegenüber, die ihre Berechtigung schon darin zeigt, daß ihre Anhänger selbst in den radikalsten Parteien der Linken, ob sie es auch nicht zugestehen wollen, zu finden sind.

Shakespeare hat die Frage nach dem Werte und dem Vorzuge einer aristokratischen oder demokratischen Weltanschauung mehrfach behandelt. Es sei nur erinnert an „Julius Cäsar“ und an die Volksszenen dieses Dramas, ferner an die geniale Darstellung der Rebellion Hans Rades in „König Heinrich dem

Sechsten“, zweiter Teil. Nirgends hat er sich mit dieser Frage so eingehend befaßt wie im „Koriolan“, der Tragödie des aristokratischen Selbstbewußtseins.

Was Adolf Wilbrandt über dieses Stück und seine dramatische Idee sagt, will vom ästhetischen Standpunkt des Kritikers aufgefaßt sein. „Im Koriolan ist es geradezu die männliche Kraft, die in ihrer einseitigen Größe dichterisch verherrlicht und tragisch gebrochen wird. Denn wie wenig Shakespeare daran dachte, aus dieser echtesten Charaktertragödie ein politisches Drama zu machen, in dem die großen historischen Mächte sich bekämpfen und geschichtliche Ideen unterliegen und siegen sollen, das zeigt am deutlichsten die Unzufriedenheit der Theoretiker, die aus ästhetischen Maximen diese Forderungen aufstellen und dann mehr oder minder beredt dem Dichter grollen, daß er die ihm zugeschobene Aufgabe so schlecht erfüllt habe. Er hat sie allerdings nicht erfüllt, — weil sie ihm sicherlich niemals auch nur vorgeschwebt hatte. Er dachte weder den Sieg der demokratischen Idee über die aristokratische, noch des Adels über die Plebejer zu feiern. Was den Dichter erregt hatte, war unzweifelhaft das große Schicksal, das ein gewaltig angelegter Mensch durch rücksichtslose Entfesselung seiner Naturkraft auf sich herabzieht. Ein Mensch, der nichts sein wollte als ein Mann, der, wie Plutarch es ausdrückt: ‚alles zu meistern und sich nie zu fügen, für das Wesen der Mannheit hielt.‘“

Shakespeare hat nicht den Sieg der demokratischen Idee über die aristokratische feiern, auch nicht die Weltanschauung der Aristokratie als die wertvollere darstellen wollen. Aber die Politiker der rechts stehenden Parteien können aus dem Drama lernen, wie ein uneingeschränkter Absolutismus im Sinne Koriolans, und trügen ihn die geeignetsten Persönlichkeiten, eine Unmöglichkeit ist, und wie die Verachtung, die Nichtachtung berechtigter Forderungen des „Volkes“ zu einem tragischen Ende führt. Und „die Vertreter des Volkes“, wie die Abgeordneten der sozialdemokratischen Partei u. a. genannt zu werden beanspruchen, mögen an den Gestalten des Brutus und Sicinius ermessen, in welche Gefahr der Verächtlichkeit derjenige gerät, der das Recht des aristokratischen Individuums gegenüber dem Recht der Masse verneint, der von der Froschperspektive aus die Vertreter einer aristokratischen Weltanschauung innerhalb einer anderen Partei beurteilt.

In einem freilich läßt uns Shakespeares Koriolan nicht im unklaren: Er lehrt den Wert eines Aristokratismus, der über den Parteien steht, der allein als Aufgabe und Ziel der Menschheit kennt, was mit seinem Namen bezeichnet wird. Er läßt erkennen, daß die Weltanschauung, die dem „Besten“ die Krone reichen läßt, die fruchtbarste und der Menschheit dienlichste ist. Der Untergang Koriolans, der zwar Träger dieser Idee ist, sie aber nur für eine politische Partei, die der Optimaten — der Konservativen strengster Richtung, könnten wir sagen — in Anspruch nimmt, ist ein Beweis, daß man sich nicht ungestraft gegen einen solchen Grundsatz des echten Aristokratismus versündigen darf, indem man ihn überspannt, vereinseltigt und damit in sein Gegenteil verkehrt. Und

in Koriolans Verachtung des Volkes liegt andererseits die Wahrheit, daß das Volk als Masse kein Recht auf Rücksicht besitzt, wenn es gilt, jenen echten Aristokratismus im Staatsleben und in der Gesellschaft zur Geltung zu bringen.

Man findet überall, und nicht zum wenigsten im „Volk“, anständige „Kerle“, aristokratische Naturen mit angeborener Noblesse, die genug „vornehme“ Gesinnung haben, um sich zu den „Besten“ im Shakespeareschen Sinne des Aristokratismus zählen zu dürfen. Viele Männer des „vierten Standes“ würden, wenn sie unter anderen Verhältnissen geboren und aufgewachsen und von der Vorsehung in einen anderen Wirkungskreis gestellt wären, auch äußerlich dem Aristokratismus einer aristokratischen Partei zur Zierde gereichen. Wenn Verachtung äußerer Ehren Aristokratismus ist, wie uns Koriolan lehrt, sind auch sie Aristokraten. Wenn Streberei hassen das Kennzeichen eines echten Aristokraten wie Koriolan ist, der vom Stimmenwerben bei Gelegenheit der Konsulatswahl sagt: „'s ist eine Rolle, die ich erröten muß zu spielen“, — besitzen auch sie diesen Charakterzug. Wenn Aristokratismus von dem rücksichtslosen Wahrheits- und Gerechtigkeitstrieb Koriolans beseelt ist, haben auch sie ihn. Shakespeare hat das nicht leugnen wollen. Er hat ausdrücklich einzelne Nebenrollen in das Drama gestellt, deren Träger aus dem „Volke“ sind und jene aristokratische Gesinnung zeigen. Sie sind gerecht genug, dem „Verächter“ des Volks das Verdienst zuzugestehen, das ihm gebührt.

Aber die Masse ist nach Shakespeare ein vielköpfiges, verächtliches Ungeheuer. Sie ist voller Berkehrtheit, Torheit, Unsinn, Disziplinlosigkeit, Ungerechtigkeit, Lügenhaftigkeit. Auf sie ist die Anrede Koriolans anzuwenden, die er der römischen Bürgerschaft entgegenschleudert:

Ihr seid nicht zuverlässiger, als die glühende
Holzohle auf dem Eis, als Hagelkörner
Im Sonnenschein (Akt I, Sz. 1).

Erst neuerdings wieder hat man die Eigenart der Masse wissenschaftlich untersucht. Gustave Le Bons gibt in seiner „Psychologie der Massen“ (Philosophisch-soziologische Bücherei, 2. Band, Verlag Dr. W. Klinkhardt, Leipzig) eine Erklärung der Erscheinungen, die man beobachten kann, wenn Menschen in großen Massen zusammenwirken. Derartige Volkshaufen werden sich stets anders verhalten als die einzelnen Menschen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die Gesamtheit fühlt sich weniger verantwortlich für alles, was geschieht, sie wird zur Nachahmung hingerissen, tut gedankenlos mit, was einige tun. Und so ist es kein Wunder, daß bei aller Hellsichtigkeit des einzelnen die Masse blindlings und unterschiedslos Recht und Unrecht, Nützliches und Schädliches tut, woraus dann folgt, daß ihr Recht tun selbst als Unrecht tun erscheint und das Nützliche schädlich wird.

Ein Beispiel zu diesem psychologisch eigenartigen Verhalten der Massen gibt uns Shakespeare in der Politik der beiden Volkstribunen Sicinius und Brutus, von denen es heißt, „sie seien die Zungen des großen Mauls“. Der

hervorstechendste Zug dieser Träger der Masseninstinkte ist ihr wenig ausgebildeter Verantwortlichkeitsfönn. Sie wissen gar nicht, um welche große Dinge es sich in der Politik der Patrizier handelt: um nichts weniger als um Sein oder Nichtsein des Staates; sie denken nur an die kleinliche Tagespolitik des hauptstädtischen Pöbels, an Wahlkämpfe, Stimmensammeln und Wahlerfolge. Keine Ahnung haben sie von der Forderung: Das Vaterland über die Partei! Was macht es ihnen, daß die Völsker zu den Waffen greifen? Sie haben, wie der Stier fürs rote Tuch, nur Augen für ihren Gegner und seinen Stolz. „War je ein Mensch so stolz wie Marcius?“ fragt Sicinius, als die Nachricht vom Ausbruch des Krieges auf das Forum gekommen ist. Brutus wünscht: „Verschling' ihn dieser Krieg!“, und doch weiß er, daß alle Hoffnung Roms auf Marcius steht. Sie spötteln über die Rüstungen der Patrizier, die für das gemeinsame Vaterland kämpfen wollen; dieser Spott bei ernstern Dingen ist eine bezeichnende Gewohnheit der Masse.

Die beiden Tribunen sind kurzfristig und gedankenlos und können nicht über ihren Horizont hinwegsehen. Sie sind mit der Volksmasse ein schwankendes Rohr im Winde, von jedem Luftzug, der von oben kommt, hin und her bewegt. Nicht ihr Verdienst hat sie emporgebracht, sondern die Stimmung der Menge, die das wahre Verdienst nicht anerkannte.

Und heute? Ob wohl eine Zeit mehr als die unsere unter dem Zeichen der Massenwirkungen steht? Ob wohl eine Zeit weniger als die unsere das Recht der einzelnen Persönlichkeit, dieses Grundprinzip des wahren Aristokratismus gegenüber dem Recht der Masse, gelten läßt?

Gegen eine Politik, die sich auf die Menge gründet, und die insbesondere in der Partei der Demokratie ihren Ausdruck gefunden hat, erhebt sich freilich auch in unserer Zeit der Geist der aristokratischen Persönlichkeit, wie ihn Shakespeare im Koriolan darstellt, wie ihn die Größten aller Zeiten vertreten haben, wie ihn Schiller Sprache verleiht, wenn er im Demetrius das Wort prägt: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn. Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.“

Hier möchte der Augenblick sein, daran zu erinnern, daß der Liberalismus sich auf seine Quellen besinne und die Grundlinien seines Programms einer vorsichtigen Revision unterziehe. Zugunsten der Gleichheit und Freiheit im Volk, im Trachten nach Menschenrechten und Völsrechten hat man oft vergessen, daß Gleichheit und Freiheit und Menschenrechte erst in der einzelnen Persönlichkeit in Erscheinung treten. Der Liberalismus hat, wenn er leben will, den Aristokratismus der Persönlichkeit nötig und sollte deshalb am wenigsten denen gegenüber feindselig auftreten, die in einer Partei zusammengeschlossen die Aristokratie als eine ephemere Erscheinung des wahren Aristokratismus repräsentieren. Hier sind die Grundlinien eines Blocks, wie ihn Bülow sich dachte, und wie er in dieser und jener Gestalt immer einmal wiederkehren wird.

Und ebenso sollte die Politik der Konservativen einmal Einkehr halten und sich darauf besinnen, daß der Wert eines einzelnen mehr wiegen kann als

tausend Stimmen Majorität, und daß insbesondere ein Paktieren mit einem Stand und mit einer Konfession oder mit der Regierung selbst um materieller Vorteile willen (man denke an Zentrum und Bund der Landwirte) nur dazu dienen muß, sich selbst aufzugeben und sich selbst untreu zu werden, womit das Ende des wahren Aristokratismus besiegelt wäre. Es scheint fast, als ob gerade die, welche es vor allen angeht, die rechten Maße für aristokratisches Verhalten in politischen Dingen ein wenig verloren haben. Manche Regierung scheint bedauerlicherweise mehr auf Volksstimmungen zu hören, als ihre Entscheidung nach den Gesetzen eines Aristokratismus zu treffen, der das Beste zum Ziel hat.

Der einzelnen Persönlichkeit, dem Repräsentanten und Träger des Aristokratismus mehr Recht! Mit dieser Forderung freilich verquickt sich ein tragisches Motiv der Menschheit. Recht ist ein sozialer Begriff. Recht gründet sich auf Gemeinschaft und ist entstanden aus der Gemeinschaft und ihren Bedürfnissen heraus. Innerhalb dieser Gemeinschaft hat auch die einzelne Persönlichkeit zu verzichten auf das, was sie als ihr Recht in Anspruch nehmen zu dürfen glaubt, sobald es mit dem Recht der Gemeinschaft in Widerstreit kommt. Wenn sie diesen Verzicht nicht leistet und nicht leisten kann aus ihrer Überzeugung heraus, dann kommt's zum tragischen Konflikt, und um so tiefer und erschütternder wird er sein, je mehr in der Persönlichkeit der echte Aristokratismus lebendig ist.

Allerdings hat die Geschichte das Recht des Rechtes der Persönlichkeit von je erwiesen. Sie hat gezeigt, daß nur immer einzelne Individuen der Menschheit Blüten und Früchte brachten! Aber sind wohl irgendeinem Großen in der Geschichte — abgesehen von Jesus, dem Menschensohn, in welchem freilich die Tragik des Konfliktes zwischen Persönlichkeit und sozialer Gemeinschaft aufs höchste verschärft war! — tragische Konflikte mit der Umwelt ganz erspart geblieben? Sie alle haben den Fluch tragen müssen, Mensch unter Menschen, einer unter vielen, ein Aufwärtsschreitender unter der Menge zu sein.

Auch die Größten der Welt stehen und fallen unter dem Gesetz der Menschlichkeit. Auch ihnen ist Menschliches, Allzumenschliches nicht fern. Mensch sein aber heißt dem Irrtum, der Unvollkommenheit, der Fehlerhaftigkeit unterworfen sein. Je größer aber ein Mensch wird, je mehr sich seine natürlichen Kräfte zu Tugenden entwickeln, um so höher wächst auch seine Kraft zur Ungerechtigkeit. Alle seine Tugenden sind Medaillen, die ihre dunkle Rehrseite haben. Das lehrt uns die Geschichte des Christentums, das lehrt uns die Tragödien Shakespeares, des christlichsten Dichters, auf erschütternde Weise.

Auch auf dem Gebiete der Politik ist es nicht anders, und hier ist das glänzendste Beispiel der Mann, der die größten Verdienste um die Sozietät seiner Vaterstadt hat, der sich aber auch seiner Verdienste bewußt ist, und der insbesondere weiß, daß er seine Verdienste am allerwenigsten dem „Volk“ verdankt. Mit Koriolans Größe wächst sein Stolz, mit der Erkenntnis seiner Bedeutung, mit seinem aristokratischen Selbstbewußtsein wächst die Verachtung der Umwelt. Und hier kommt noch ein Motiv hinzu, das einerseits seine

tragische Schuld vermehrt, anderseits das versöhnende Moment genannt werden kann, das nicht allein bei seinem Sturz uns erschüttert, sondern auch unser Mitleid erweckt: Koriolan als wahrhaft Großer hatte, weil er von sich das Größte verlangt, ursprünglich auch der Menschheit um sich herum das Größte, wenigstens aber mehr zugemutet, als sie leisten kann, und in der Erkenntnis seines Irrtums wird sein Stolz und seine Verachtung um so gewaltiger, so gewaltig, daß er in seinem Innern sich selbst daran zerschmettert. Man vergleiche in dieser Hinsicht sein Verhältnis zu Aufidius, das die Katastrophe bringt!

Die ungeheure Gewalt seines Hochmuts ist's, die Koriolan zugrunde richtet, und in deren Darstellung uns der Dichter ahnen läßt, wie doch das tragische Schicksal eines Aristokratismus, der auf Irrwege gerät, der göttlichen Gerechtigkeit gemäß ist.

Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß dieser Fehler im Charakter Koriolans in vielen und gerade in den besten Vertretern der aristokratischen Weltanschauung unserer Zeit zutage tritt. Sollte man sich wundern, wenn denselben Zoll der Menschlichkeit mit Koriolan auch der Erste im Staatswesen unseres Vaterlandes bezahlt, dem man doch zum mindesten nachreden kann, daß er den besten Willen habe, seinem Volke auf seinem Wege zu dienen, und der um seines Dienstes willen Haß und Undank erntet? „Undank ist etwas Ungeheures“, sagt Shakespeare. Bis zu gewissen Grenzen kann zudem Stolz eine Tugend im Staatswesen bedeuten! Man beachte überhaupt, wie der Hochmut vielen und nicht immer den geringsten Menschen in unserem Staatsleben innewohnt, seitdem es mit unserer Stellung inmitten des europäischen Völkerkonzertes vorwärts geht, daß dieser Hochmut ebenso Demokraten wie Aristokraten, Volkstribune wie hohe Beamte erfüllt, wenn sie etwas leisten und das Bewußtsein ihres Wertes in sich tragen. In der Kraft dieses Hochmutes bekämpfen sich die politischen Parteien, in der Verachtung der Anschauungen der Gegner gleichen oft aristokratische Konservative den Sozialdemokraten! In der Verkennung der Ironie des Goetheschen Wortes: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ ist es in Wirklichkeit so geworden, daß die Unbescheidenheit als ein Zeichen der Größe und der Bornehmheit gilt! In dieser Erkenntnis muß man sich erschüttert fragen, ob nicht auch für uns eine Zeit kommen kann, in der wie in der Welt der Dichtung eine Katastrophe hereinbreche, die zwar der Menschheit eine Katharsis bringe, aber auch manchem einzelnen Menschendasein Vernichtung!

Es ist ein Glück freilich, daß die Menschheit nicht immer so logisch handelt und sich so folgerichtig entwickelt, wie Shakespeare Koriolans Charakter sich entwickeln läßt. Anderseits hat das Studium der Weltgeschichte und ihrer Irrtümer die besten unserer Zeitgenossen — nicht das Volk, denn niemals noch hat ein solches als Masse etwas aus der Geschichte gelernt — zu der Einsicht gebracht, daß jede Einseitigkeit, auch die Einseitigkeit einer aristokratischen Weltanschauung, zum Verderben führen muß. Und das ist's, was auch Shakespeare uns in seinem Koriolan lehren will.

Daran müssen wir festhalten, wenn wir den Widersprüchen innerhalb der Lebensfragen der Politik und der staatlichen Gemeinschaft entgehen wollen.

Shakespeare hat zwei Mächte ins Feld geführt, die als innere Gegenspieler im Bewußtsein des Zuschauers eine Versöhnung des Konfliktes herbeizuführen haben. Sie läßt er die höchste Weisheit in der Politik sein: Wenn sie versagt — im Charakter des Helden versagt sie, sollte aber nicht versagen im Ideal eines Staatslebens —, dann ist auf irgendeinem Wege der Ausgang des Konflikts zur tragischen Katastrophe unvermeidlich.

Die eine Macht ist die humoristische Auffassung der Dinge, die durch Menenius Agrippa vertreten wird, während die andere die in Mutter und Gattin Koriolans verkörperte Weiblichkeit repräsentiert.

Jedes Staatswesen setzt Kompromisse voraus, also Verleugnung und Entsagung alles Selbstischen in denjenigen, die dieses Staatswesens Träger sind. Man kann nicht immer seinen eigenen Willen, und sei er auf das Beste gerichtet, ohne Schaden für die staatliche Gemeinschaft durchsetzen. Solche Kompromisse brauchen aber noch lange nicht Verleugnung des eigenen innersten Wesens zu bedingen. Es bleibt der Kraft des Mannes z. B. noch Spielraum genug, sich zu entfalten, sei es auf dem Felde der Ehre (Cominius und Titus Lartius!), oder im Kampfe gegen die Naturgewalten, oder auch auf irgendeinem Gebiete, das einen ganzen Mann verlangt. In der inneren Politik hat nur die persönliche Kraft eine eigenartige Gestalt anzunehmen und eine eigenartige Richtung in das Gebiet des Verständigen einzuschlagen. Und da gilt nicht Biegen oder Brechen, sondern Biegen und Siegen. Da hilft keine pathetische Energie, sondern nur eine niemals verzweifelnde starke Geduld.

Menenius Agrippa ist Aristokrat genug, um als unverdächtiger Zeuge des Humors dem selbstbewußtesten aristokratischen Parteigänger zu gelten. Wer freute sich nicht seines lustigen Verkehrs mit den Plebejern? Wer hätte nicht stets sein Wohlgefallen an jener Fabel vom Magen und den Gliedern des menschlichen Körpers gehabt? Wem wäre nicht wohl ums Herz bei einer gelegentlichen Grobheit, die Menenius einem Volkshaufen entgegenschleudert, und die nicht einmal den Zorn und den Haß derer erregt, denen sie gilt? Das ist's aber! Das Volk versteht Humor. Es versteht ihn um so mehr und liebt ihn, weil es das Herz des Humoristen sieht und fühlt, wie gut er es im Grunde mit ihm meint.

Der Humorist darf freilich, und allermeist im politischen Leben kein Witzbold und bissiger Satiriker sein; die Theoretiker tun Menenius Agrippa bitter unrecht, wenn sie ihn als solchen hinstellen. Eine gewisse Güte muß stets in seinen Äußerungen zu bemerken sein, die Güte der Klugheit, die alles versteht, um alles zu verzeihen, eine Güte, die selbst im schärfsten Tadel durchzublicken ist. Im Koriolan tritt sie besonders eigenartig hervor, wenn Menenius in der Strafrede wie in der Verkündigung des Unheils sich selbst mit einschließt und in der Wir-Form spricht. Ein Wink, den sich der Politiker ernstlich merken

sollte! Wie denn überhaupt der Humor in der Politik ein ernstliches, wichtiges Kapitel ist, das die Führer aller Parteien, aber auch die Regierungsmänner mehr studieren sollten. Ein Hinweis darauf dürfte wohl am Platze sein in der Gegenwart, da wir den ärgerlichsten Wahlkämpfen entgegengehen.

Die andere Macht, die Shakespeare als Gegenspieler gegen das überspannte aristokratische Selbstbewußtsein Koriolans aufruft, ist die Weiblichkeit. Sie geht in der Tat im Drama als die Siegerin, als die gefeierte Ketterin des Staatslebens hervor. „Seht unsere Schutzgöttin, das Leben Roms!“ ruft der erste Senator angesichts der Frauen, als sie nach ihrem Siege über den rachsüchtigen Zorn des Koriolan in die Stadt zurückkehren. Und die Weiblichkeit ist es auch, der die Demokratie der Volkstribunen und der Plebejer bei dieser selben Gelegenheit huldigt.

Shakespeare ist weit davon entfernt, der Emanzipation der Frauen das Wort zu reden. Die weiblichen Charaktere des Dramas sind Hausfrauen im besten Sinne des Wortes. Das erste, was sie der Dichter im Drama tun läßt, da er sie mit den Zuschauern bekannt macht, ist die Näharbeit. Um nachdrücklich zu betonen, wie Virgilia im Hauswesen aufgeht, läßt er Valeria in einem leisen Hauch von Emanzipation spöttisch zu jener sagen: „Du möchtest auch so eine Penelope sein! Aber sie sagen, all das Garn, das die in Ulysses' Abwesenheit spann, hat Ithaka nur mit Motten angefüllt.“ (Akt I, Sz. 3.)

Die Wirkungsstätte der Frau also ist nach Shakespeare das Haus, und das um so mehr, je stärker er den aristokratischen Charakter des Weibes hervorhebt. Je vornehmer der Charakter einer Frau ist, um so mehr wird sie sich zurückziehen vor der Berührung mit der Außenwelt und ihren Beruf finden als Ehefrau und Mutter.

Und doch läßt der Dichter die Aristokratinnen reinsten Blutes Volumnia und Virgilia sich mitten hineinstürzen in den Strudel der Politik? Allerdings! Aber erst dann, als alle anderen Kräfte zur Rettung des Vaterlandes versagen. Und erst dann läßt er Volumnia die Beraterin ihres Sohnes sein, als er von Männern keinen Rat annehmen will.

In der Tat hat auch die Frau ihren Beruf in der Gemeinschaft. Sie soll eintreten in den Dienst des Volkes, wo Manneskraft nicht mehr ausreicht, oder vielmehr, wo sie unzulänglich ist. Ihr schmiegsames Wesen, ihre kluge Erkenntnis dessen, was das Nächstliegende ist, macht sie fähig, Fäden zu entwirren, die sonst nur mit dem Schwert zu durchhauen sind. Ihre Vorurteilslosigkeit, die sie sich dadurch gewonnen hat, daß sie im Hauswesen zurückgezogen bleibt und nur von fern dem wilden Getriebe der Außenwelt als unparteiischer Beobachter zusieht, läßt sie ein klares Urteil über Sachen und Menschen fällen, die der weitsehende und in die Weite schweifende Geist des Mannes nicht mehr überblicken kann. Sie kann und soll das versöhnende Element in der Sozietät bilden, in der so viele ungleichmäßige Kräfte widereinander streiten.

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Politisierende Weiber, Blaustrümpfe und Suffragetten sind ein Greuel, und zwar darum, weil sie den aristokratischen Charakter der Weiblichkeit, der sich besonders sympathisch in der Zurückhaltung, als „lieblich Schweigen“, zeigt, ganz verloren haben. Es soll also gewiß nicht einer politischen Betätigung der Frau das Wort geredet werden. Aber dem Politiker möchte geraten sein, ein wenig mehr die Kraft für seine Parteikämpfe in der Familie zu stählen, aus dem neutralen Boden des Verkehrs mit der Weiblichkeit einen festen Sinn für Maß und Ordnung zu ernten. Der Mann sollte ein wenig mehr Weiblichkeit in sich aufnehmen, wenn es gilt, in dem Männerkampf der Parteien zu bestehen.

Wir alle, „Aristokraten“ und „Demokraten“, meinetwegen auch „Sozialdemokraten“ — ob nicht manche von diesen, wie z. B. Briand und wohl auch Bebel, Erzaristokraten sind? — sollten auf dem Boden unseres politischen Lebens einen versöhnlichen Zug willkommen heißen, wie er der Weiblichkeit zu eigen ist, der uns dahin bringt, „den Nächsten zu tragen zum Guten, zur Besserung“. Das sei unser Aristokratismus, ein Aristokratismus, der mancherlei Konflikte versöhnt und Gegensätze überbrückt, wo der starre Parteistandpunkt Abgründe schafft, in denen Koriolansche Naturen zerschmetterten müssen.



Franziska von Hohenheim

(Zu ihrem hundertsten Todestage)

Von Siegfried Fittes-Friedenau



Am 2. Januar 1811 schrieb König Friedrich der Erste von Württemberg seiner Tochter Katharina, der Gemahlin Jérômes von Westfalen, daß gerade am Neujahrstage die „Herzogin Karl“ einem schweren inneren Leiden erlegen sei. Diese Herzogin Karl, die einige Tage darauf in ihrem langjährigen Witwenstuhle Kirchheim mit allen ihrem Stande gebührenden Ehren zu Grabe getragen wurde, war keine andere als Franziska von Hohenheim, die bekannte Geliebte und spätere Gemahlin des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Erst Mätresse, dann Reichsgräfin, zuletzt durchlauchtige Herzogin und als solche von allen fürstlichen Höfen anerkannt — ein glänzender, fast märchenhaft scheinender Aufstieg und doch in seiner ganzen Entwicklung so folgerichtig und selbstverständlich, daß das Wunder zwar nicht seinen Reiz, aber alles Überraschende verliert.

Als Karl Eugen Franziska zu seiner Geliebten machte, dachte wohl mancher wie der biedere Landschaftskonsulent Eisenbach, daß an Stelle der „vollgefogenen Mücken“ nun eine neue, eine „hungrige“ getreten sei. Wer aber Franziska